

DAS SPIEL MIT DEN IDENTITÄTEN IDENTITÄT ZWISCHEN FACH, KONTEXT, PERSON UND UMWELT

Um die Frage der Konstruktion von Identität soll es also bei der diesjährigen Tagung in Bad Hersfeld gehen. Die Leitung der Arbeitsgruppe wünscht eine Position zu einem der drei dargestellten Untersuchungsdesigns, bei denen die Wahl schwer fällt, weil sie doch alle miteinander verquickt zu sein scheinen und ich dennoch versuchen möchte mich auf die Frage nach der Entwicklung einer Fachidentität durch interdisziplinäre Erfahrung auszurichten. Meine Schilderungen werden eher von Vermutungen als von wissenschaftlicher Fundierung getragen sein. Ich hoffe damit ein paar Denkanstöße zu einer umfassenden Thematik beizutragen.

WIE ENTWICKELT SICH FACHIDENTITÄT DURCH INTERDISZIPLINÄRE ERFAHRUNG?

Betrachten wir die Frage etwas genauer, tritt vor allem zweierlei in den Vordergrund: Fachidentität und interdisziplinäre Erfahrung. Was meint das?

Wie entwickeln wir Identität in einem Fach, hier der Informatik, die es mit der Formalisierung und Algorithmisierung von Prozessen aus allen Lebensbereichen zu tun hat?

Betrachten wir zunächst, was verschiedene Schriften zum Begriff der Identität zu sagen haben:

Der Duden bietet hierzu lediglich „Identität = völlige Gleichheit“ an.

Bei der Identitätssuche sollte es uns demnach also um die Gleichheit in unserem Fach, der Formalisierung und Algorithmisierung von Prozessen gehen. Es sollte uns um das Gemeinsame gehen, das jenseits der unterschiedlichen Lebensbereiche bzw. Kontexte liegt. Es wäre also notwendig, vom Kontext abzusehen, ihn zur Seite zu schieben und ihn nicht zum identitätsfördernden Moment zu stilisieren. Der Kontext wäre ja genau das, was unsere Identität als Informatiker bricht. Interdisziplinäres Arbeiten, als die Form der Herangehensweise an den Kontext einer Wissenschaft, wäre dementsprechend der Identitätsfindung eher hinderlich als förderlich.

Verhält es sich aber so? Ist es überhaupt denkbar, die unterschiedlichen Kontexte vom Kern der Informatik wegzudenken?

Wir brauchen nur einen Blick auf die eigene Institution, hier die Universität Bremen, zu werfen, um festzustellen, dass ein Fachbereich, der sich FB Mathematik / Informatik nennt, in unterschiedliche Arbeitsgruppen unterteilt ist, die bereits in der Institution selbst ihren jeweiligen Kontext andeuten. Da gibt es also beispielsweise die AG Sichere Systeme, die AG Informatik und Gesellschaft, die AG Grafische Datenverarbeitung und Interaktive Systeme, die AG Rechnernetze, die AG Sozioinformatik u.a. Würden wir nun die einzelnen Mitglieder dieser Arbeitsgruppen zu ihrem Verständnis der Gebiete anderer Arbeitsgruppen befragen, würden die Antworten wohl in einem Spektrum zwischen „keine Ahnung“ bis „mittlere Kenntnisse“ liegen. Das „Expertentum“ verzeichnet sich nur im eigenen Umfeld bzw. Kontext, trotzdem verzeichnen wir das Tun aller dieser Personen unter dem Sammelsurium Informatik.

Woraus schöpfen wir aber die Identität, uns als Informatiker zu fühlen? Aus dem Kern, dem Kontext oder aus der Verbindung von beidem? Oder verhält es sich ganz anders?

Erinnern wir uns noch einmal an die „völlige Gleichheit“ des Identitätsbegriffes, so könnten wir ein Szenario zeichnen, das den Kern der Informatik als identitätsbildendes Moment einer Fachgruppe sieht, die sich im Zentrum des Universums sieht. In sich fühlt sich diese Gruppe stark, aber sie gerät ins Wanken, sobald etwas an sie herangetragen wird, was sie mit eigenen Mitteln, Methoden oder Theorien nicht bestreiten kann. Sie empfindet das als Ungleichgewicht und versucht dieses, durch entlehnte Sichtweisen zu kompensieren. Solch ein Szenario hielte ich für kindlich-naiv und wenig identitätsfördernd.

Unsere Arbeitsgruppen-Leitung schlägt deshalb eine prozessorientierte Sichtweise vor, die Informatik als eine Disziplin begreift, die sich aus der Kultur herausgebildet hat und somit selbstredend in ihre Kontexte eingebettet werden muss.

Ist das neu?

Was sonst meinte das Reden vom Konstruktivismus und den selbstreferentiellen Systemen, frage ich mich? Es ist zumindest das, was mir als erstes in den Kopf schießt.

Die Gegenstände, die die Informatik hervorgebracht hat, sind heute „soziale Tatsachen“!

Unsere computerisierte Welt ist unsere soziale Welt, sie ist Teil unserer Gesellschaft, unserer Kultur und es liegt an uns, diese weiter zu gestalten. Ich halte es damit nur für verständlich, von dem Anspruch auf dynamische Bedingungsbeziehungen auszugehen.

Systemische Ansätze lehren uns, dass die Veränderung eines Elementes eines Systems die Veränderung aller übrigen nach sich zieht. Wir befinden uns somit in einem ständigen Prozess von Veränderung, Wandlung und hoffentlich auch Entwicklung und dies gilt für soziale Systeme genauso wie für biologische, wobei die unterschiedlichen Systeme natürlich wieder aufeinander bezogen sind. Wir können so auch Wissenschaft als ein System begreifen. Einzelne Disziplinen stehen nicht für sich, sondern sind untrennbar mit anderen verschachtelt und ineinander verwoben. Wie können wir hier Identität gewinnen?

Sehen wir uns dazu noch weitere Definitionen zu „Identität“ an:

Das philosophische Wörterbuch definiert Identität zunächst ebenso als (vom lat. Idem, „dasselbe“) Dieselbigkeit, Einerleiheit, völlige Übereinstimmung. „A. ist identisch mit sich selbst, wenn es in den verschiedensten Sachlagen und Umständen immer dasselbe bleibt, so dass es als dasselbe identifiziert werden kann.“

Allerdings: „Ein reales Ding bleibt nicht mit sich selbst identisch (Dialektik), es ändert sich, wird identoid (= sich selbst ähnlich); ebenso ist die Identität des Bewusstseins meiner selbst in verschiedenen Zeiten in Wahrheit keine Identität, sondern eine Kontinuität oder eine Entwicklung, wohl aber die des Ich“. (Schischkoff 1991:323)

Identität wird hier also als subjektiv (individuell), dialektisch und als sich in Entwicklung befindlich beschrieben.

Das pädagogische Wörterbuch bietet neben subjektiven Identitätsdefinitionen folgendes an: „Habermas unterscheidet [...] zwischen persönlicher Identität (als Einheit einer unverwechselbaren Lebensgeschichte), sozialer Identität (als Zugehörigkeit eines Individuums zu verschiedenen Bezugsgruppen) und Ich-Identität (als Balance zwischen beiden).“ (Böhm 1994:326)

Als nächstes habe ich in einem dicken Buch zur Entwicklungspsychologie (Oerter & Montada 1995) nachgeschlagen und fand dort recht Beeindruckendes in einem Kapitel über die Entwicklung der Identität im Jugendalter (Oerter & Dreher 1995:310-361). Dabei drängte sich mir der Gedanke auf, ob die Informatik als noch recht junge Disziplin, nun den Sprung ins Erwachsenenalter wagt. Solche Parallelen zu ziehen, scheint zunächst recht absurd, trotzdem möchte ich ein paar Gedanken daraus vorstellen:

Oerter & Dreher (1995) bieten einen Überblick über verschiedene Konzepte zur Entwicklung sozialer Identität an. Diese bestehen aus psychologischen und soziologischen Schriften, wie etwa von Mead (1934/1973), Goffman (1963) oder Krappmann (1973). Es geht dabei sehr verallgemeinert um Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung als die beiden Prozesse von Identitätsentwicklung, die als gesellschaftliche Spiegelung aufzufassen sind. Identität gewinnt man also nicht aus dem Nachdenken über sich selbst (oder über die eigene Disziplin), sondern auf den Umweg über eine bedeutungsvolle Umwelt. Wer wir sind erfahren wir erst aus den Anderen!

Ebenso interessant für unseren Zusammenhang fand ich das vorgestellte Identitätskonzept von Marcia (1966)¹.

¹ Auch hier handelt es sich wieder um ein Konzept zur Persönlichkeitsentwicklung.

Marcia identifizierte vier Formen der Identität:

- 1) Die erarbeitete Identität. (Sie entsteht aus selbst gewählten Festlegungen.)
- 2) Das Moratorium. (Man befindet sich in einer gegenwärtigen Auseinandersetzung)
- 3) Die übernommene Identität. (Sie wird von anderen vorgeschrieben oder übernommen)
- 4) Die diffuse Identität. (Es gibt keine Festlegung)

Die diffuse Identität tritt häufig in multikulturellen Gesellschaften auf, sie wird dort sogar zu einer regulären Form der Identität. Es scheint besser zu sein, sich nicht festzulegen, um den sozio-kulturellen Anforderungen, die durch Unverbindlichkeit, Offenheit und Flexibilität gekennzeichnet sind, besser gerecht zu werden.

Elkind (1990) spricht in diesem Zusammenhang von einer Patchwork-Identity, die ohne integrative Kraft zusammengesetzt ist und keinen einheitlichen Identitätskern besitzt. Personen mit solch einer Patchwork-Identity können durchaus erfolgreich sein, sie erreichen aber nicht den Status einer persönlich erarbeiteten Identität, der für die Persönlichkeitsentwicklung von besonderer Bedeutung ist.

Ich habe diesen Ansatz herausgegriffen, weil ich mich gefragt habe, ob Informatik eine Disziplin mit Patchwork-Identity ist, also eine, die aus von anderen Disziplinen adaptierten Sichtweisen zusammengewürfelt wurde: ein wenig Mathematik, ein wenig Ingenieurtum, ein wenig Gestaltung, ein wenig Psychologie, Pädagogik, Soziologie u.a. und immer von dem Teil ein wenig mehr, der zu einem bestimmten Zeitpunkt besonders gefragt ist?

Ich möchte auf diese Frage keine Antwort geben, sondern sie zum Nachdenken im Raum stehen lassen ...

Wenn wir diese Frage allerdings verneinen, könnten wir uns fragen, wie wir zur erst genannten Stufe von Marcia, der erarbeiteten Identität, gelangen können? Anscheinend gehört es zu den Bedürfnissen der Menschen (und auch der Disziplinen) sich identisch zu fühlen. Dazu bauen wir starke Bindungen zu Personen, Dingen, Inhalten etc. auf. Wir fühlen uns wohl in unserer Disziplin, respektieren aber auch, dass es andere Disziplinen und verschiedene Denkweisen gibt. Wir fühlen uns so aber recht autonom und abgegrenzt von den anderen, eine wirkliche Entwicklung kann nicht stattfinden. Nehmen wir wieder unseren Gedanken vom System auf, müssen wir uns als auf die anderen Disziplinen bezogen betrachten. Wir sind auf der einen Seite unabhängig, auf der anderen Seite aber abhängig aufeinander bezogen. Wir erkennen Widersprüche und Unvereinbarkeiten, wissen aber nicht recht, wie mit ihnen umzugehen. Meines Erachtens können solche Widersprüche nur im dialektischen Denken aufgearbeitet werden. Nach Riegel (1980) (in: Oerter & Dreher 1995:357) sind Widerspruch und dialektische Verarbeitung Wesensmerkmale von Identitätsbemühungen im Stadium der erarbeiteten Identität. Widersprüche, die erst durch die Beziehung zu anderen Disziplinen entstehen, können demnach als Motor zur Entwicklung der eigenen Disziplin betrachtet werden.

Verweilen wir noch ein wenig bei unserem Entwicklungsgedanken.

Die Frage nach der Herausbildung einer Identität innerhalb einer Disziplin richtet sich m. E. auf sich verändernde Individuen und deren Handeln² in sich verändernden Gruppen in einer sich wandelnden Umwelt. Es geht also um Entwicklung (von Menschen in einem fachlichen Zusammenhang), welche ich in Anlehnung an Oerter (1995:86) als ein Sich-Fortbewegen von einer Region in eine andere auffassen möchte. Dementsprechend möchte ich das „Betreten“ einer anderen Disziplin, als Entwicklung der eigenen Disziplin verstehen und dieses „Betreten“ sei nicht auf Literaturstudien beschränkt sondern auch auf reale Kontaktformen, die Begegnung mit Menschen.

Durch dieses „Betreten“ der anderen Kultur, dringen wir automatisch in sie ein, wir wirken auf sie ein, sie wirkt auf uns zurück. Es findet also auf beiden Seiten eine Transformation statt.

² Handeln ist für Kurt Lewin (1946) ein Sich-Umherbewegen (Lokomotion) im Lebensraum. (vgl. Oerter 1995:85-86)

Und trotzdem: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.“ (Faust)
Wir müssen einfach lernen das auszuhalten!

Fazit: Wir können Menschen und Disziplinen – und damit auch die Identität – nicht ohne Beziehung zur Umwelt (also zu anderen Menschen, Disziplinen, Gegenständen etc.) hinreichend beschreiben. Disziplinen sind immer Disziplinen im Kontext und Identität ist immer Identität im Kontext. „Dieser Kontext ist ... die Entwicklungsnische, die die Kultur bereitstellt, und der Lebensraum, der aus physikalischen Komponenten und Deutungselementen besteht.“ (Oerter & Dreher 1995:361)

Literatur:

BÖHM WINFRIED (HRSG.): *Wörterbuch der Pädagogik*. Stuttgart: Kröner 1994 (14), S. 325-326

DROSDOWSKI, GÜNTHER (HRSG.): *Der Duden*: in 10 Bänden; das Standardwerk zur deutschen Sprache.

Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut 1986 (19), S. 341

OERTER, ROLF: Kultur, Ökologie und Entwicklung. In: ROLF OERTER & LEO MONTADA (HRSG.): *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: Psychologie Verlags Union 1995 (3), S. 84-120

OERTER, ROLF & DREHER, EVA: Jugendalter. In: ROLF OERTER & LEO MONTADA (HRSG.): *Entwicklungspsychologie*. Weinheim: Psychologie Verlags Union 1995 (3), S. 310-361

SCHISCHKOFF, GEORGI (HRSG.): *Philosophisches Wörterbuch*. Stuttgart: Kröner 1991 (22), S. 323